

Berichte

Das Politische in der Erwachsenenbildung – Tagung vom 16. bis 17. März 2017

Mit der deutlichen Kritik „Die Leute denken zu wenig, die machen nur noch Projekte!“ von Peter Faulstich an der gängig gewordenen Tagungspraxis in der Erwachsenenbildung erhob eine Hamburger Veranstaltung „Das Politische in der Erwachsenenbildung“ zum Tagungsthema.

Mit der Zielsetzung, jenseits von Drittmittel- und Qualifikationsprojekten, beschleunigt produzierter empirischer Ergebnisse und fehlender theoretischer wie (disziplin-)politischer Problematisierung, Raum zu schaffen für ein Hinterfragen gesellschaftlicher und sozialer Zusammenhänge, ermöglichte eine durch und durch konstruktive Tagungsatmosphäre. Es ging um gegenseitige Prüfungen disziplinärer Entwürfe, implizite wie explizite Machtverhältnisse, um Positionierungen sowie Auslassungen oder auch Gegenentwürfe in und für die Erwachsenenbildung der letzten Jahrzehnte und bis heute.

Die Frage dessen, was politisch an wissenschaftlichem Handeln ist – ob und wenn ja, wie es politisch sein soll –, hat sich durch die vielen erwachsenenbildnerischen Themenfelder gezogen, mit denen Peter Faulstich sich in seinem wissenschaftlichen Wirken vertieft befasst hat: Lernen, Politische Bildung, mittlere Systematisierung, historische Vergewisserungen, wissenschaftliche Weiterbildung, Gewerkschaftliche (Bildungs-)Arbeit, berufliche und betriebliche Weiterbildung, Zeit(politik) und Lernchancen, Arbeits- sowie Wissenschaftswelt u. v. m.

Peter Faulstichs Arbeiten und zahllose Publikationen wurden immer wieder

als Kern und Ausgangspunkt der Reflexionen herangezogen. Auch das Weiterdenken seiner Überlegungen und ein kritisches Übertragen auf gegenwärtige Herausforderungen konnte man zahlreich in den Fachforen und Diskursen finden. Darin hat sich eine ganz besondere Tagungsatmosphäre entfalten können, die im steten Wechselspiel von Distanz und Nähe zum Werk Peter Faulstichs fühlbar wurde.

Der Tagungsablauf griff diese Felder durch eine Kombination aus drei „Diskursen“ (Podiumsbeiträge im großen Plenum) sowie zehn „Fachforen“ (thematische Gruppen) auf. Die Diskurse waren in einen Hauptvortrag („Input“) und zugehörige Stellungnahmen geteilt, in den Fachforen wurden die einzelnen Vorträge durch Raum für Diskussionen abgerundet.

Nach der Eröffnung mit unterschiedlichsten Grußworten aus DGfE, Universität Hamburg, Vorstand der Sektion Erwachsenenbildung sowie Deutsches Institut für Erwachsenenbildung und dem Redaktionsbeirat der Hessischen Blätter für Volksbildung startete der erste Tag mit dem inhaltlichen Diskurs *„Das Politische in der Erwachsenenbildung“*. Anschließend folgten verschiedene Fachforen unter der Moderation und mit Beiträgen jeweils langjähriger Weggenossen, (von Peter Faulstich promovierte und habilitierte) Nachwuchswissenschaftler/innen sowie Kolleginnen und Kollegen aus unterschiedlichsten Beiratstätigkeiten, Gremienarbeiten, Projekten und anderen Kontexten seiner zahllosen engagierten Arbeitsjahre. Den Abschluss des ersten Tages bildete ein weiterer Diskurs *„Das Politische in der Lerntheorie“*.

An das Tagesprogramm schloss sich eine informelle Abendveranstaltung an, zu der – bei leichten Speisen und Erfrischungen – die zahlreichen Teilnehmenden

den und Gäste ihre Gespräche in entspannter Atmosphäre fortsetzen konnten.

Der zweite Tag folgte demselben inhaltlichen Aufbau und startete wieder mit einem Diskurs „*Das Politische in der internationalen Erwachsenenbildung*“ sowie anschließenden weiteren Fachforen. Abgerundet wurde die Tagung durch ein Schlusswort und Danksagungen der veranstaltenden Lehrstühle (Prof. Anke Grotluschen, Universität Hamburg, Juniorprof. Silke Schreiber-Barsch, Universität Hamburg, Prof. Christine Zeuner, Helmut-Schmidt-Universität Hamburg, Prof. Sabine Schmidt-Lauff, Helmut-Schmidt-Universität Hamburg).

Die gesamte Tagung hat mit dem Fokus auf „Das Politische in der Erwachsenenbildung“ nicht nur eine Thematik in den Vordergrund geholt, die Peter Faulstich Zeit seines Lebens betont, bearbeitet und selbst kritisch gelebt hat, sondern Raum gegeben für zahlreiche gemeinsame, wirklich aufeinander bezogene Gespräche und Gedanken. Damit bot sie einen selten gewordenen Ort wissenschaftlichen wie persönlichen Miteinanders – fern jeder konkurrenzen Selbstdarstellung – interessiert an wahrhafter Auseinandersetzung.

Sabine Schmidt-Lauff, Jan Schiller

„Raus mit der Sprache!“ – Projektbericht

Wie eine Beteiligung von Migrantinnen und Migranten an Stadtgesellschaft zur Festigung des sozialen Zusammenhalts beitragen kann, gilt als Schlüsselfrage der aktuellen Migrationsdebatte. Dabei besitzt gerade die Kultur das Potential, gesellschaftliche Aushandlungsprozesse durch Partizipationsmöglichkeiten zu gestalten, weil sie vom Prinzip der Ausbalancierung divergierender Wert- und Identitätsvorstellungen lebt. Ausgehend von einem offenen, pluralistischen Integ-

rationsverständnis findet das Zusammenwachsen zwischen (neu) Zugewanderten und Aufnahmegesellschaft insbesondere durch Begegnungen auf Augenhöhe sowie durch permanente (halb-) öffentliche Diskussionen um Fragen kultureller Identität statt. Dies fördert auch einen notwendig kritischen Umgang mit simplifizierenden kulturalistischen Setzungen wie *wir* und *jenen* und lädt zu einer differenzierten Betrachtung von Migrantinnen und Migranten ein.¹

Ausgehend von diesen Überlegungen hat der DVV 2015 gemeinsam mit der vhs-nahen Einrichtung Arbeit und Leben (DGB/VHS NRW) und mit dem Arbeitskreis Migration des Deutschen Museumsbunds ein Projekt initiiert, das – im Rahmen des Netzwerks Integration und Kulturelle Bildung – durch die Staatsministerin für Kultur und Medien, Monika Grütters, gefördert wurde. In einem ersten Schritt sollten aktuell vorhandene Möglichkeiten kultureller Teilhabe in kommunalen (Kultur-) Einrichtungen – insbesondere Volkshochschulen und Museen – ausgelotet und transparent gemacht werden. Zentrale Fragen in diesem Zusammenhang lauteten: Welche Formate ermöglichen eine wirksame Teilhabe (neu) Zugewanderten an (kultureller) Bildung? Und wie ausgeprägt ist – graduell betrachtet – die jeweilige Beteiligungsmöglichkeit? Hierauf aufbauend wurde dann ein neuartiges Teilhabekonzept, das der Stärkung sozialer Bindungskräfte in der Stadtgesellschaft dient und aktuell in Form eines Folgeprojekts beantragt wird, entwickelt.

Integration keine Ein-, sondern eine „Zweibahnstraße“

Die Analyse der Teilhabungspraktiken an kultureller Bildung im Rahmen von „Raus mit der Sprache!“ machte zunächst deutlich, in welcher Entwicklungsphase sich gegenwärtig öffentlich

geförderte kommunale (Kultur-) Einrichtungen im Hinblick auf ein Mehr an aktiver Teilhabe von Migrantinnen und Migranten befinden. Nach einer einleitenden Eingrenzung des Teilhabebegriffs beschreibt die Studie zahlreiche (Projekt-) Beispiele, insbesondere aus dem Museums- und Theaterbetrieb sowie aus Volkshochschulen, und analysiert sie auf den Grad der jeweils vorhandenen kulturell-gesellschaftlichen Teilhabe hin. Dabei wird insgesamt deutlich, dass eine echte Mitbestimmung und Selbstermächtigung von Migrantinnen und Migranten zumeist nicht erreicht wird – wenn auch die meisten Einrichtungen in ihren Projektansätzen bis zu einem bestimmten Level beteiligungsorientiert arbeiten.²

Dies geht auch aus der bisherigen Analyse von Kooperationen im Bereich Sprache und Kultur zwischen Volkshochschulen und Museen hervor. Derzeit werden Museen von Volkshochschulen zumeist überwiegend als Lernorte genutzt. Im Rahmen festgelegter Lerneinheiten findet im musealen Kontext nicht selten die gezielte Vermittlung sprachlich-kulturellen Wissens – orientiert an den curricularen Vorgaben der Integrationskurse – statt. Während hierbei einige Einrichtungen auf den Abschlusstest der Kurse – „Leben in Deutschland“ – vorbereiten, stellen andere das Deutschlernen allgemein in den Mittelpunkt ihrer Vermittlungstätigkeit.

Der Aspekt der kulturellen Teilhabe spielt hierbei nur peripher – meist als bloße Teilhabe am Kursgeschehen – eine Rolle. Zwar können solche Projekte durchaus helfen, Zugangshemmnisse zur Kultur abzubauen und die Menschen mit den kulturellen Einrichtungen ihres neuen Wohnorts vertraut zu machen. Um Migrantinnen und Migranten dauerhaft zu integrieren, sind allerdings weitergehende Anstrengungen im Sinne ganzheitlicher Teilhabeprojekte erforderlich.

Partizipation als Teilnehmen und Teilhaben

Vereinzelt ermöglichen Projekte zwischen Volkshochschulen und Museen bereits jetzt, nachhaltig an Stadtgesellschaft teilzuhaben. So verbindet beispielsweise das Programm „Kultur und Integration über Kunst“ der VHS Karlsruhe in Kooperation mit der Städtischen Galerie Karlsruhe drei wesentliche Ziele: Die regelmäßige Begegnung und den Dialog zwischen (neu) Zugewanderten und deutschstämmigen Bürgern, die Möglichkeit zur aktiven kulturellen Teilhabe in Form eines Museumslotsenamtes und die nachweislich positive Rückwirkung auf das Sprachniveau. In solchen Programmen wird kulturelle Teilhabe somit nicht nur als Möglichkeit des Teilnehmens an zeitlich begrenzten sprachlich-kulturellen Lernprozessen, unter graduell aktiver Einbeziehung der Lernenden, verstanden. Vielmehr rückt der Erfahrungsaustausch über zentrale kulturelle Fragen zwischen Zugewanderten und Sesshaften und deren nachhaltige Partizipation in den Mittelpunkt kultureller Vermittlungspraxis.

Um die Zusammenarbeit des Deutschen Volkshochschul-Verbands und des Deutschen Museumsbunds fortzusetzen, wurde auf Basis des „Karlsruher Modells“ im vergangenen Jahr ein Folgeprojekt zu „Raus mit der Sprache!“ entwickelt, das die Integration von Migrierenden durch kulturelle Teilhabe durchbuchstabiert. Teilnehmende in der Endphase der staatlichen Integrationskurse an Volkshochschulen sollen schrittweise an Aufgaben und Inhalte örtlicher Museen herangeführt werden und parallel hierzu Möglichkeiten zu einer aktiven Partizipation und Selbstermächtigung in diesen Häusern – Kuratorenschaft, Gründung von Freundeskreisen, Museumslotsenamt etc. – erhalten. Vertiefendes Wissen bezüglich der kulturellen Bil-

dungsinhalte wird den aktiv am Museumsgeschehen teilhabenden Personen in den Volkshochschulen selbst vermittelt. Hierfür werden derzeit länderbezogen Interessensbekundungen von Seiten der Häuser für örtliche Projektteams gesammelt. Insgesamt plant die Projektgruppe für das Ingangsetzen der jeweiligen örtlichen Kooperation zwischen Volkshochschulen und Museen sowie für die Entwicklung eines je spezifischen Teilhabeformats eine länder-/bundesfinanzierte Konzeptphase von rund einem Jahr. Ihr soll eine mindestens zweijährige Umsetzungsphase folgen.³

Michaela Stoffels

Anmerkungen

- 1 Vgl. Pries, Ludwig, Teilhabe in der Migrationsgesellschaft: Zwischen Assimilation und Abschaffung des Integrationsbegriffs, in: IMIS-Beiträge, H. 47 (2015), S. 34 f.
- 2 Schmitt, Gabriela, Zusammenstellung bestehender Beteiligungspraktiken an kultureller Bildung im Kontext kommunaler Bildungslandschaften, vgl. www.dvv-vhs.de/themenfelder/integration/html.
- 3 Schmitt, Gabriela, Zusammenstellung bestehender Beteiligungspraktiken an kultureller Bildung im Kontext kommunaler Bildungslandschaften, vgl. www.dvv-vhs.de/themenfelder/integration/html.

53 Prozent der Betriebe unterstützen Weiterbildung

Das zeigen die Daten des IAB-Betriebspanels, einer repräsentativen Befragung von rund 16.000 Betrieben durch das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB). Seit Beginn des neuen Jahrtausends sei der Anteil der weiterbildenden Betriebe damit deutlich angestiegen, sagte IAB-Direktor Joachim Möller auf einer Pressekonferenz am 22.3.2017 in Berlin.

Im Jahr 2001 beteiligten sich dagegen nur 36 Prozent der Betriebe an der Qualifizierung ihrer Mitarbeiter. Über die Jahre hinweg sei jedoch ein klarer Aufwärtstrend zu erkennen, der nur nach dem Ausbruch der Wirtschafts- und Finanzkrise im Herbst 2008 kurzzeitig unterbrochen wurde, so Möller. In den letzten fünf Jahren stagniert allerdings der Anteil der Betriebe, die sich in der Weiterbildung engagieren – wenn auch auf einem vergleichsweise hohen Niveau.

Im Zeitverlauf angestiegen ist auch der Anteil der Mitarbeiter, die in Weiterbildungsmaßnahmen einbezogen werden. Im Jahr 2016 haben 35 Prozent aller Beschäftigten an betrieblich geförderten Weiterbildungsmaßnahmen teilgenommen. Im Jahr 2001 waren es im Vergleich dazu nur rund halb so viele Mitarbeiter, nämlich 18 Prozent. Von den Beschäftigten mit Tätigkeiten, die einen Berufs- oder Hochschulabschluss erfordern, nahmen 44 Prozent an Maßnahmen der betrieblichen Weiterbildung teil. Bei den Beschäftigten mit einfachen Tätigkeiten waren es 20 Prozent (...)

Im ersten Halbjahr 2016 nahmen 38 Prozent der Frauen an betrieblicher Weiterbildung teil, bei den Männern waren es 33 Prozent. Die relativ hohe Weiterbildungsbeteiligung der Frauen sei maßgeblich darauf zurückzuführen, dass sie häufig in Branchen beschäftigt sind, die sich durch ein überdurchschnittliches Weiterbildungsengagement auszeichnen, erläuterte IAB-Forscherin Ute Leber. Dies gilt beispielsweise für das Gesundheits- und Sozialwesen oder den Bereich Erziehung und Unterricht, wo der Frauenanteil an den Beschäftigten zuletzt bei 75 bzw. 70 Prozent lag.

Quelle: Presseinformation Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung vom 22.3.2017, www.iab.de/UserFiles/File/downloads/presse/Statements.pdf

Kommentar

Luther-Deutung – von wem reden wir, wenn wir von Martin Luther reden?

Man konnte sich schon vor dem 31. Oktober 2016 im Luther-Jubiläumsjahr wähnen angesichts der Bücherflut, unzähliger Konzerte und Ausstellungen sowie der Devotionalienvielfalt: Luther als Comic, sein Konterfei auf Socken, das Cranach-Porträt auf Tellern, Tassen und Postern, die Lutherrose als Goldmünze und eine nachträglich korrigierte Playmobilfigur, die in der ersten Version zu Missverständnissen Anlass bot. Neuerdings gibt es auch ein Luther-Musical zum Mitsingen. Die Luther-Festspiele sind in vollem Gange und haben als Referenzdatum – wie Jahrhunderte zuvor – das mittlerweile angezweifelte Ereignis an der Schlosskirche zu Wittenberg. Im Lichte einiger Luther-Darstellungen drängt sich allerdings die Frage auf, ob nicht im Zeitalter des Nonkonformismus und eines grasierenden Narzissmus das Konzil in Worms 1521 als Jubiläumsjahr ein besserer Andockungspunkt zur Gegenwart wäre. Mit dem ihm in den Mund gelegten Diktum der Alternativlosigkeit anlässlich des Showdowns mit Karl V. („Hier stehe ich, ich kann nicht anders“) erscheint Luther verblüffend aktuell und passt vermeintlich in unsere Zeit.

Was gibt es zu feiern?

Aus Kreisen der Kirchenhistoriker kommt genau dazu Widerspruch: der kulturwissenschaftliche Zugang zu Luther verstelle den Blick dafür, dass es in erster Linie um Theologie gehe. Man mache es sich zu einfach, den Reformator nach dem Maßstab gegenwärtiger Wertvorstellungen darzustellen, denn die Voraussetzungen, aus de-

nen Luther kam, seien uns heute fremd geworden. Wer bei Luthers Lehre von der Rechtfertigung das Jüngste Gericht nicht mitdenken könne, verstehe sein innerstes Anliegen nicht und damit auch nicht die Impulse der reformatorischen Bewegung, so Volker Leppin, Professor für Kirchengeschichte in Freiburg. Beigepflichtet wird ihm darin von katholischer Seite. Walter Kardinal Kasper, ehemals römischer Ökumene-Chef findet, dass gerade in der Fremdheit Luthers und seiner Botschaft seine ökumenische Aktualität liege; man solle ihn nicht wegen der besseren Jubiläumsgängigkeit zum Bahnbrecher der Geistesfreiheit und Bannerträger der Neuzeit stilisieren. Wie versteht man diesen Mann in seinem Wollen und Wirken richtig, dem so viele Etiketten angeheftet werden: Reformator und Rebell, Seelsorger und Sprachschöpfer, Antisemit und Raubein, grobianisches Genie und früherer Wutbürger, Ketzler, Kirchen- und Kapitalismuskritiker, aber auch Fürstenknecht. Die einen wollen ihn für die Neuzeit retten, die anderen sehen in ihm einen Mann des Mittelalters. Die Liste der Zuschreibungen ist lang und lässt die jeweilige Inanspruchnahme erahnen. Abgesehen von der strittigen Epochenfrage steht die Frage im Raum, was eigentlich gefeiert werden soll.

„Was erlauben EKD?“

Die Evangelische Kirche Deutschlands möchte das Lutherjahr ökumenisch und international begehen, hat das Motto „versöhnen statt spalten“ vorangestellt sowie die Kritik an jeglicher Form von Intoleranz ; das Unterschiedliche soll nicht trennen, was mit vielen Gesten unterstrichen wird, wie der erstmaligen Verleihung der Martin-Luther-Medaille an einen Katholiken, Kardinal Karl Lehmann. Man will ein Christusfest feiern und – darin dem Reformator nacheifernd

– neu auf Christus hinweisen. Doch die Re-Formulierung von Luthers religiösen Botschaften und Bekenntnissen für die Gegenwart gelingt nicht überzeugend, zu kurzschlüssig der Versuch der Reformationsbotschafterin Margot Käßmann, Luthers Freiheitsbegriff eine Vorreiterrolle für die Aufklärung zuzuschreiben. Lyndal Roper, Autorin einer fulminanten Luther-Biographie, widerspricht gar vehement: Was Luther unter „Freiheit“ und „Gewissen“ verstand, entspreche nicht dem, was wir heute darunter verstünden, er sei keineswegs „modern“ gewesen. Roper will seine Theologie verstehen, indem sie den Menschen Luther in seinem sozialen und kulturellen Kontext betrachtet, der ihn geformt hat. Er müsse durch seine lebhaften Freund- und Feindschaften verstanden werden und nicht als der einsame Held, als der ihn der Mythos der Reformation präsentiert. Der „eigenbrötlerische Denker“ habe schließlich nicht nur die katholische Kirche gespalten, sondern auch die Reformation mit seinem Beharren auf der Realpräsenz Christi im Sakrament des Abendmahls.

Eine Gestalt des 16. Jahrhunderts

Auch der Göttinger Kirchenhistoriker Thomas Kaufmann mahnt die konsequente Historisierung Luthers an, indem er fordert, ihn als Gestalt des 16. Jahrhunderts verstehbar zu machen. Er kritisiert, dass die EKD in ihrer programmatischen Jubiläumsschrift („Rechtfertigung und Freiheit“) die Reformation als religiöses Ereignis isoliert vom allgemeingeschichtlichen Zusammenhang präsentiere. Das „Religiöse“ sei aber seinerzeit auf das Engste mit dem „Politischen“, dem „Sozialen“, „Ökonomischen“ und „Rechtlichen“ verzahnt gewesen; erst die Aufklärung habe die funktionale Differenzierung herbeigeführt. Wenn dagegen aufgezeigt werde, wie die Dynamik der Reformation die

Partizipation der Menschen an ihrem Gemeinwesen beförderte, sei der säkularen Gesellschaft von heute besser aufzuzeigen, dass und wie ihre Existenz mit den reformatorischen Ereignissen zusammenhänge. Eine monokausal religiöse Argumentation könne dies nicht leisten. Es sei nicht das evangelische Verständnis des Christentums gewesen, das die Welt verändert habe, wie die Evangelische Kirche Deutschlands suggeriere – mit dem Subtext: was einmal möglich war, kann wieder gelingen.

„Ein amtskirchlich entschärfter Jubilar hat fertig“

Auch wenn die Vertreter der EKD selbst auf die dunklen Seiten des „schwierigen Helden“ (Roper) hinweisen, der Spagat zwischen dem Hasstiraden gegen Bauern, Juden, Papisten und viele andere schleudernden Jubilar und der evangelischen Toleranzoffensive will nicht recht gelingen. Die zahmste Kritik daran lautet, dass man einen eigenartig profillosen und allzu glatten Reformator präsentiere und das Reformationsjubiläum bislang seltsam inhaltsleer bleibe. Dagegen nimmt der FAZ-Herausgeber Jürgen Kaube kein Blatt vor den Mund und bezichtigt die evangelische Kirche der „Produktpiraterie“: die eigene Gesinnung sei von Luthers Ideengut und Temperament so weit entfernt wie nur irgend denkbar. Die Litanei der Wertbegründung (Demut, Sanftheit, Erbarmen, Freundlichkeit, Geduld) in den Mitteilungen des evangelischen Führungspersonals habe nichts mit dem „wütenden Berserker“ (Willi Winkler) zu tun, der gute Gründe für seine Intoleranz gegen eine Kirche zu haben glaubte, die „Trost gegen Gebühr“ versprach. Weil das Markeninteresse überwiege, stelle man sich den Zumutungen seiner Biographie und Theologie nicht, da sie zu groß seien, um sich dem Abgrund zu stellen, der unsere Zeit

von ihm trennt. Nur zur Rettung des Seelenheils, nicht aber aus Weltfrömmigkeit oder Friedfertigkeit, habe Luther einer paradoxen Konfession den Weg gebahnt, die aus religiösen Gründen Säkularisierung bejaht.

Zivilisierung der Religion

Kaube nimmt Bezug auf die luthersche Lehre von den zwei Reichen (dem weltlichen und dem Reich Gottes) und der damit gelieferten „religiösen“ Begründung für die Souveränität des modernen Staates“ (Bolz). Die weltliche Gewalt hat nicht zum Glauben zu erziehen, sondern den äußeren Frieden zu sichern. Man kann die Aktualität Luthers auch in seinem Kampf gegen jede Form von religiöser Politik sehen. Der Kirchenhistoriker Kaufmann sieht den „Königsweg der Moderne“ im Umgang mit der Religion in deren „Zivilisierung mit den Mitteln des staatlichen Rechts“. Kein Theologe des 16. Jahrhunderts habe diese Option nachdrücklicher verfochten als Luther. Dafür könne man ihn feiern, ebenso wie den genialen Publizisten, virtuosen Sprachkünstler und Kämpfer für Glaubensfreiheit, der er auch gewesen sei. Und was bleibt von seiner theologischen Botschaft? Was sind die „Zumutungen seiner Theologie“, vor der die Kirchenoberen vermeintlich zurückschrecken?

Zurück zu Luther!

Bolz möchte mit seiner Veröffentlichung „Zurück zu Luther“ den Reformator gegen einen „sentimentalen Humanismus unserer Zeit“ in Stellung bringen und findet sich damit in Übereinstimmung mit dem Theologen Paul Tillich, der als „lutherisch“ die Ablehnung jeder sozialen Utopie kennzeichnete. Bolz will die religiöse Kernbotschaft Luthers verständlich präsentieren, nach der Leiden, Tod und Kreuz im Zentrum des Christentums stehen. Die evangelische Kirche

ersetze den Skandal des Gekreuzigten zunehmend durch einen neutralen Kult der Menschheit. Sie habe Angst vor den eigenen Dogmen, vor der Orthodoxie, die aber nichts anderes bedeute als: *der richtige Glaube*. Die großen Themen wie Kreuz, Erlösung und Gnade habe der Protestantismus aufgegeben und durch einen diffusen Humanismus ersetzt. „Zivilreligion“ nennt Bolz diese „Schwundstufe eines Christentums, das nicht mehr in seinem Wahrheitsanspruch, sondern nur noch in seiner ethisch und politisch stabilisierenden Funktion wahrgenommen wird“. Gerade weil sie so modern und „aufgeklärt“ sei, könne die evangelische Kirche nicht mehr das Heil versprechen und eine neue Welt prophezeien. Die „Wohlfühlchristen“ wollten zwar von der Weihnachtsgeschichte hören, nicht aber vom Karfreitag, die esoterischen Christen glaubten nur an den Karfreitag, wollten aber nichts von Ostern wissen, „der Glaubensabsurdität der Auferstehung“. Das moderne Individuum habe in den letzten 500 Jahren den Weg vom Seelenheil zum Sozialheil zurückgelegt. Bolz beschreibt, wie die Suche nach dem Heil im eigenen Selbst skurrile Formen annehme. In diesem Zusammenhang erwähnt er die durch Luther verabreichte große narzisstische Kränkung, dass der Mensch eben nicht der Mittelpunkt der Schöpfung sei. Von dieser falschen Selbstsicherheit befreie nur das Sündenbewusstsein und die Zentrierung auf Gott statt auf sich selbst. Wer einen Glauben für Erwachsene suche, müsse daher zurück zu Luther.

Bernd Eckhardt

Literatur

- Norbert Bolz, Zurück zu Luther, Verlag Wilhelm Fink, Paderborn 2016
 Lyndal Roper, Der Mensch Martin Luther, S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2016
 Willi Winkler, Luther – ein deutscher Rebell, Rowohlt-Verlag, Berlin 2016

Rezensionen

Ingrid Artus u. a., Marx für SozialwissenschaftlerInnen – Eine Einführung. Wiesbaden (Springer VS) 2014, 224 S.

Elmar Altvater, Marx neu entdecken – Das hellblaue Bändchen zur Einführung in die Kritik der politischen Ökonomie. 2. Aufl., Hamburg (VSA) 2015, 142 S.

Klaus Müller, Geld – von den Anfängen bis heute. Freiburg (Ahriman) 2015, 552 S.

Tomasz Konicz, Kapitalkollaps – Die finale Krise der Weltwirtschaft. Hamburg (Konkret) 2016, 277 S.

Peter Decker u. a., Das Finanzkapital. München (Gegenstandspunkt) 2016, 172 S.

Peter Faulstich und Christine Zeuner haben vor Jahren in ihrem historisch-biografisch orientierten Band über „Erwachsenenbildung und soziales Engagement“ (2001) zehn Porträts von Pionieren der Volksbildung vorgestellt und dabei für das 19. Jahrhundert „eine sehr spezifische Traditionslinie rekonstruiert“: Sie beginnt mit Wilhelm Weitling, führt über Ferdinand Lasalle, endet mit Rosa Luxemburg und würdigt in diesem Zusammenhang auch Karl Marx und Friedrich Engels als Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus. Das ist weiterbildungsgeschichtlich konsequent. Die Marxsche Theorie war ja nicht nur Orientierungspunkt einer politisch-sozialen, sondern auch einer Bildungsbewegung. Und so dürfte heute, 150 Jahre nach Erscheinen des ersten Bands des „Kapital“ und im Zuge einer aus allerlei Quellen

gespeisten Marx-Renaissance, das Werk des alten Rheinländers weiterhin für die Bildungsarbeit von Bedeutung sein. Das belegt auch eine wachsende Zahl von Veröffentlichungen, wozu im Folgenden ein kleiner Überblick geboten werden soll.

Ein markantes Datum für das neu erwachte Interesse an Marx ist natürlich der Ausbruch der Finanzkrise 2007, die sich im weiteren Verlauf zur Wirtschafts- und Staatsschuldenkrise auswuchs und zehn Jahre später immer noch nicht überwunden ist, ja als ernste Bedrohung der Weltwirtschaft gilt. Der Fokus ist somit heute auf die Kritik der politischen Ökonomie gerichtet, wie sie Marx als sein Hauptwerk entwickelt und, dank der redaktionellen Unterstützung von Engels, in den drei Bänden des „Kapital“ vorgelegt hat. Das macht im „Westen“ übrigens einen deutlichen Unterschied zur früheren Beschäftigung mit dem Marxismus aus: Im Kalten Krieg wurde er als ein dogmatisches philosophisches System mit totalitären Konsequenzen, also anhand eines Zerrbilds bekämpft – wie es z. B. das „Handbuch des Weltkommunismus“ von 1958 zeichnete. Die Bundeszentrale für politische Bildung, die die Bevölkerung gegen das „Gift“ des Marxismus-Leninismus immunisieren wollte, ließ dieses opulente antikommunistische Standardwerk erstellen und jahrzehntelang in der Bildungsarbeit verbreiten. Seit dem Ende des Ostblocks wird eine solche Abwehrhaltung jedoch von anderen Tönen überlagert, so würdigten etwa „Frankfurter Allgemeine“ oder „Handelsblatt“ das Kommunistische Manifest zu seinem 150. Geburtstag als eine hellsichtige Prognose in Sachen Weltmarkt und Globalisierung.

Dass die Kritik der kapitalistischen Produktionsweise – und nicht eine aparte „dialektische“ Erkenntnismethode (Di-

amat) oder ein geschichtsphilosophischer Universalschlüssel mit heilsgeschichtlicher Perspektive (Histomat) – die entscheidende theoretische Leistung von Marx darstellt, eint bei allen Unterschieden die hier angezeigten Publikationen. Die Politikwissenschaftlerin Ingrid Artus hat einen Kreis jüngerer Autoren und Autorinnen versammelt, um diese Leistung im Blick auf den heutigen Wissenschaftsbetrieb und dessen Diskussionsstand aufzuschlüsseln. Den unterschiedlichen Werdegang marxistischer Theoriebildung in Deutschland West und Ost nach 1945 dokumentieren die beiden folgenden Titel: die Einführung von Professor Elmar Altvater, der lange Jahre am Otto-Suhr-Institut der FU Berlin lehrte, auf der einen Seite, die Forschungsbilanz von Klaus Müller, der von 1972 bis 1991 als Hochschullehrer (ab 1984 als Professor für Politische Ökonomie) in der DDR tätig war, auf der anderen. Die folgenden Publikationen verlassen den akademischen Rahmen und dokumentieren jede auf ihre Art, dass Theoriebildung heute auch und gerade gegen den etablierten universitären Betrieb läuft.

Die beiden erstgenannten Titel konzentrieren sich – auch wenn immer wieder Nebenwege eingeschlagen werden – auf die Argumentation, wie sie Marx im „Kapital“ I bis III entwickelt hat. Zentral sind in dem Sammelband von Artus die drei Texte von Oliver Nachtwey, Alexandra Krause und Florian Butollo, die in die politökonomische Theorie einführen. Dabei wählen sie – was zur ersten Orientierung hilfreich ist und nicht zu störender Redundanz führt – jeweils einen besonderen Zugang: einmal über den Begriff der (Lohn-)Arbeit, das andere Mal anhand des Verwertungsprozesses samt seinem Wachstumsimperativ und zum Dritten hinsichtlich des darin eingeschlossenen maß- und grenzenlosen

Standpunkts, mit dessen Bestimmung Marx die „Globalisierung antizipierte“ (Butollo). Die drei Beiträge zeigen, dass Marx, dessen Diagnosen oft als weltfremd oder zeitbedingt abgetan wurden (Verelendung, Krisentendenz...), die entscheidenden Punkte des marktwirtschaftlichen Lebens im Blick hat und dass die Sozialwissenschaften, sofern sie sich nicht ideologischer Schönfärberei oder postmoderner Beliebigkeit hingeben, davon wesentliche Impulse aufnehmen können. Sie zeigen aber auch, dass das Theoriegebäude nicht, wie oft behauptet, aus Voraussagen über die ökonomische Entwicklung besteht, dass es vielmehr als Kritik des analysierten Produktionsverhältnisses antritt, dessen Produktivkräfte längst eine ganz anders gestaltete Wirtschaftsweise – ohne Ausbeutung und systemeigene Widersprüche – ermöglichen würden. Ergänzt wird die Einführung in die politökonomischen Zusammenhänge bei Artus durch weitere Beiträge, z. B. von Jan Weyand und Tilman Reitz, die auf den grundlegenden Klassencharakter der bürgerlichen Gesellschaft sowie auf die politische und ideologische Klammer eingehen, die dieses von Antagonismen durchzogene Gebilde in Betrieb hält. Der Sammelband macht so insgesamt deutlich, dass weder das Stellen der sozialen Frage noch die Antwort, die Marx gegeben hat, veraltet sind – was gerade auch, wie Nachtwey betont, im Blick auf die aktuellen Debatten um „Prekarität“ und „abgehängte“ Bevölkerungsteile gilt.

Das „hellblaue Bändchen“ von Altvater – eine Anspielung auf die blauen Bände der Marx-Engels-Werke (MEW) – versteht sich als Einführung in das „Kapital“. Es knüpft an die Kapital-Lese-Bewegung der westdeutschen Linken aus den 1970er Jahren an und will ähnliche Bestrebungen unterstützen, wie sie in der

letzten Zeit, etwa als Bildungsbewegung unter der Supervision von Michael Heinrich, wieder in Gang gekommen sind. Es wendet sich also explizit an Menschen, „die an Kapital-Lesekreisen teilnehmen oder dies vorhaben.“ Die Kritik der politischen Ökonomie sei Wissenschaft „und zugleich“ Bestärkung der „Praxis der Gesellschaftsveränderung“, so Altvater. Er erinnert daran, dass Marx sein Hauptwerk als ein „Wurfgeschoss“ in den politischen Auseinandersetzungen verstand – als „furchtbarste Missile“, wie er in einem Brief schrieb, die den Bürgern je „an den Kopf geschleudert worden ist.“ Allerdings, so Altvater weiter, „benötigt die gesellschaftsverändernde Praxis auch Zielvorstellungen, die sich nicht allein aus dem Analysierten ergeben. Es bedarf auch konkreter Utopien.“ Und es müsse ein wechselseitiges Theorie-Praxis-Verhältnis geben, „die Marxsche Theorie ist dabei besonders wichtig, aber sie ist nicht der alleinige Bezugspunkt.“

Altvaters Buch folgt, wie der Autor hervorhebt, einer anderen Ordnung als sonstige Einführungen ins Marxsche Werk. Die Kapitel-Gliederung des „Kapital“ dient (im Unterschied etwa zu M. Heinrichs Einführungsschrift „Kritik der politischen Ökonomie“ von 2005) nicht als Vorlage, um schrittweise die Logik der Ableitung nachzuvollziehen: „Es werden vielmehr einige der brennenden Probleme der Gegenwart, insbesondere die Fragen nach Ursachen, Verlauf, Perspektiven und Lösungen der großen Krise aufgeworfen und mit Hilfe der Marxschen Theorie diskutiert und zu beantworten versucht.“ Der Einstieg nimmt jedoch seinen Ausgangspunkt bei der Warenanalyse, wie sie Marx in den ersten Kapiteln des „Kapital“ unternommen hat, und folgt im Wesentlichen – bis etwa zur Mitte des Buchs (8. Kapitel: Feminismus) – dem Schicksal der „Ware

Arbeitskraft“, das im Mittelpunkt der Marxschen Mehrwerttheorie steht. Danach überwiegt bei Altvater die Diskussion unterschiedlicher Theorien mit immer stärkerer Betonung eines notwendigen Pluralismus im Analytischen sowie im Blick auf praktisch-politische Konsequenzen, wobei sich der Schlussteil auch mit der widersprüchlichen Planwirtschaft im realen Sozialismus auseinandersetzt.

Müller, der am Ende seines Buchs ebenfalls auf die Widersprüchlichkeit einer sozialistischen Geldwirtschaft zu sprechen kommt, macht in seiner umfangreichen Publikation „Geld“ gleichfalls die Politökonomie zum Thema – doch holt er wesentlich weiter aus, ja liefert im Grunde ein Panorama volkswirtschaftlicher oder kulturgeschichtlicher Ansätze, wie sie seit Jahrhunderten dem „Geldrätsel“ gewidmet wurden. In diesen aus 18 Kapiteln bestehenden Überblick (von „Streiten“ mit Unterkapiteln wie „Wirwar“, „Komplexität“ oder „Protz, Prunk und schwarze Löcher“ über „Blähen“ – Thema sind Preisentwicklung und Inflation – oder „Prahlen“ – was auf die staatliche Geldpolitik zielt – bis zum Ausblick „Träumen“) ist die Vorstellung der Marxschen Kritik eingebettet. Dabei bezieht der Autor konkurrierende Erklärungen, vielfach auch Verunklarungen mit ein und verfällt immer wieder in einen Plauderton, der manche Anekdote und viele Geistesblitze beizusteuern weiß. So ist es naheliegend, dass dem Band ein klärendes Geleitwort vorangestellt wurde, das für den ungebildeten westlichen Durchschnittsleser die Marxsche Arbeitswertlehre resümiert. Dies ist auch insofern nützlich, als die Warenanalyse in den ersten Kapiteln des „Kapital“ mit dem Fazit eines „Warenfetischs“ einige Mystifikationen nach sich gezogen hat. Bei Adorno ist daraus etwa ein (fast) undurchdringlicher „Verblendungszusammenhang“ geworden, der es

zweifelhaft erscheinen lässt, „daß der Bann der Gesellschaft einmal doch sich löse“.

Die Arbeitswertlehre, die Marx, im strengen Sinne, gar nicht selbst entwickelte, sondern von Adam Smith und David Ricardo übernahm, aber mit entscheidenden Modifikationen versah, geht von der gesellschaftlich notwendigen Arbeit – die als „abstrakte“ von Privateigentümern in gesellschaftlicher, doch ungeplanter Arbeitsteilung verausgabt wird – als Grundlage einer warenproduzierenden Gesellschaft aus. Davon leitete Marx dann seine Mehrwerttheorie ab, die die Schwierigkeiten der klassischen politischen Ökonomie (siehe die drei Teiltände „Theorien über den Mehrwert“, MEW 26) überwand, also die Frage beantwortete: Wie kann im Rahmen des Warenaustauschs, der dem Äquivalenzprinzip folgt, systematisch ein Mehrwert, d. h. ein Überschuss über den ursprünglich eingesetzten Wert, produziert und zirkuliert werden? Im Unterschied zu modernen Sozialphilosophien über die Macht des „Waren-“ und „Geldfetischs“ hielt Marx seine Erklärung nicht für tief-sinnig, auch wenn er die Ware als ein Ding „voll metaphysischer Spitzfindigkeit und theologischer Mucken“ (MEW 23) bezeichnete. In seinem berühmten Brief an Kugelmann von 1868 wies er darauf hin, dass die Zurückführung des Tauschs auf verausgabte Arbeit von einer Notwendigkeit spreche, die „self-evident“ sei: Dass das gesellschaftliche Leben darauf basiere, „weiß jedes Kind“.

Aus der „wertkritischen“ Richtung, die vor allem mit dem Namen Robert Kurz („Schwarzbuch Kapitalismus“, 1999) verbunden ist, stammt die Publikation von Tomasz Konicz über die „finale Krise der Weltwirtschaft“. Sie knüpft, wie der Titel andeutet, an einen Diskurs an, der als „Zusammenbruchstheorie“ eine marxistische Traditionslinie darstellt.

Zentral für die politökonomische Argumentation sind bei Konicz das 4. und 5. Kapitel über die „innere“ und „äußere Schranke des Kapitals“. Sie gehen auf die Ableitung der ökonomischen Gesetzmäßigkeiten im „Kapital“ ein und beziehen sich auf das berühmte „Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate“, das Marx im dritten Band (MEW 25, 3. Abschnitt) formulierte. Das Gesetz, das eine Tendenz benennt, die zugleich auf „entgegenwirkende Ursachen“ stößt, besagt im Prinzip Folgendes: Das Kapital, dessen Verwertung von der Anwendung der eingekauften Arbeitskraft lebt, also nie genug davon einsetzen kann, minimiert zugleich deren Rolle als Produktionsfaktor in Folge der konkurrenzbedingten Produktivkraftsteigerung, die den Maschinenanteil am Kapitalvorschuss erhöht. Der hier zu Grunde liegende Widerspruch zwischen intendierter Steigerung der Profitabilität beim eingesetzten Kapital und der relativen Verringerung des Mehrwerts, der die Substanz der Rendite bildet, hat schon zu einigen theoretischen Kontroversen geführt – in letzter Zeit etwa durch Beiträge von Heinrich oder Kurz. Die Konsequenz, dass die Wachstumsraten allgemein sinken oder, wie Unternehmer klagen, die Investitionen pro Arbeitsplatz immer kostspieliger wird, ist dabei nicht strittig. Und auch die Volkswirtschaftslehre kennt das Problem als Trend zur „steigenden Kapitalintensität der Produktion“. Die Fassung des systemimmanenten Widerspruchs, wie Konicz sie liefert, geht aber darüber hinaus; hier ist von einer „Entsubstantialisierung des Kapitals“ die Rede.

Konicz' Krisendiagnose nimmt bei dem ökonomischen Sachverhalt nur ihren Ausgangspunkt, um dann das „Kapital als Weltvernichtungsmaschine“ zu identifizieren und die Unfähigkeit keynesianischer oder neoliberaler Wirtschafts-

politik bei der Problemlösung herauszustellen. Der Befund wird dann verallgemeinert, was zum Entwurf eines geradezu universellen Endzeitszenarios führt. Dieses sieht z. B. die Kulturindustrie, die bei Adorno und Horkheimer selber schon als spätkapitalistisches Zerfallsprodukt der Hochkultur figurierte, ebenfalls „in der Krise“. „Es ist, wie es ist“, sei die klassische Losung, „der in die Massenmedien eingewobene Subtext“, gewesen, formuliert Konicz im Anschluss an die Kritische Theorie. Doch jetzt, in der finalen Krise, erscheint dieses Prinzip der Affirmation aus kulturkritischem Blickwinkel fast harmlos. Die neueste Zerfallsform soll – ausgerechnet – in einer der fantasievollsten Innovationen des digitalen Kapitalismus aufzufinden sein. Konicz hält fest: „Das Computerspiel als avanciertestes kulturindustrielles Produkt geht weiter. Das resignative „Es ist, wie es ist“ wandelt sich dort in ein begeistertes „Es ist geil, wie es ist“... Das entscheidende Moment ist hier die Aktivität des Spielers, die in schroffem Gegensatz zur Passivität der Konsumenten der klassischen kulturindustriellen Produkte steht.“ Mit solchen Argumentationsfiguren gerät man in tiefe kulturpessimistische Gewässer. Dabei hat der Autor freilich den Zeitgeist auf seiner Seite, denn tief greifende gesellschaftliche Krisen und Umbrüche werden allenthalben konstatiert.

Die globale Krisenlage ist natürlich auch Thema in dem Band „Das Finanzkapital“, den Peter Decker und andere Autoren der marxistischen Zeitschrift „Gegenstandspunkt“ vorgelegt haben. Bezeichnender Weise kommt der aktuelle „Kapitalkollaps“ hier nur in Unterkapiteln oder in Exkursen vor (etwa zum konjunkturellen Auf und Ab, zum großen „Streit um staatliche Selbstfinanzierung durch Geldschöpfung“ oder zur Lage der Weltwirtschaft in II.5, III.2 und

IV.4). Die Autoren ignorieren die Krisentendenz also nicht, ihr theoretisches Interesse gilt aber einem anderen Punkt: der Funktionsweise des – dank Finanzgewerbe entfesselten – kapitalistischen Geschäftslebens, die eben nicht dadurch zu bestimmen sei, dass sie periodisch und im Laufe der Zeit immer schlimmer in Dysfunktion umschlage. In politischer Hinsicht warnen sie davor, mit dem Augenmerk auf gegenwärtige Dysfunktionalitäten die Rückkehr zu einem Zustand zu idealisieren, als die Akkumulationsmaschine noch rund lief und das Finanzkapital angeblich als treuer Diener der „Realwirtschaft“ fungierte. In theoretischer Hinsicht insistieren sie darauf, dass erst die Gesetzmäßigkeiten der Geldvermehrung – in der Welt des realen wie „fiktiven“ Kapitals – zu erklären sind, damit sich daraus und aus den Erfolgen, die der Kapitalismus an dieser Front in 200 Jahren zustande gebracht hat, Einblicke in Krisenentstehung wie -verlauf gewinnen lassen.

Die Sache hat aber einen Haken. Decker und Co. fußen auf der Marxschen Ökonomiekritik, nur hat Marx seine Theorie des Finanzkapitals nicht vollendet. Die einschlägigen Passagen, die von ihm überliefert sind, hat Engels für die Ausgabe des dritten Bandes des „Kapital“ zusammengestellt (MEW 25, 5. und 6. Abschnitt zum „zinstragenden Kapital“); die neueren Arbeiten an der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) haben diesen Text wieder in seine ursprünglichen Bestandteile aufgelöst, was die theoretische Klärung mehr behindert als fördert. Die genannten Autoren machen sich mit ihrem Unternehmen also an die Ausführung des unvollendeten Marxschen Theorieprogramms, das, wie etwa seit den Studien von Roman Rosdolsky bekannt ist, wesentlich mehr umfasste als die drei veröffentlichten Bände zum Produktions-, Zirkulations- und Ge-

samtprozess des Kapitals. Marx plante, Bücher zum Weltmarkt oder zur Konkurrenz folgen zu lassen. Das Finanzkapital-Buch begibt sich somit auf Neuland, es finden sich in ihm auch so gut wie keine Marx-Zitate. (In den früheren Fassungen des Buchs, die als Zeitschriftenartikel 2008-2011 im Zuge der Verallgemeinerung der Finanzkrise erschienen und die auf der GS-Homepage – www.gegenstandpunkt.com/vlg – verfügbar sind, gab es allerdings noch ausführliche Bezugnahmen auf die Marx'schen Schriften.) Die neue Buchpublikation versucht, ohne die Rückversicherung beim Richterspruch der Autorität auszukommen und stattdessen eine stringente Ableitung vorzulegen, die natürlich auf den Grundgedanken der Kritik der politischen Ökonomie basiert.

Bei allen Unterschieden im Inhaltlichen, aber auch in der formalen Anlage – bei Artus werden nebenher Biografie oder Philosophiegeschichte behandelt, Müller und Konicz holen weit aus, etwa im Blick auf kulturelle oder historische Aspekte – stimmen die Publikationen darin überein, dass die Marxsche Theorie keineswegs nur ein frühes Stadium, etwa des Manchesterkapitalismus, erklären kann: Die theoretischen Anstrengungen dieses Klassikers führen vielmehr ins Zentrum der heutigen sozialen Auseinandersetzungen und vermögen dort notwendige Klärungsprozesse zu unterstützen. Pädagogische und bildungspolitische Fragen sind teilweise, so bei Altvaer, eigenes Thema, spielen sonst eine implizite Rolle. Unabhängig davon dürfte aber das hier in Erinnerung gebrachte wissenschaftliche Erbe für eine Erwachsenenbildung unverzichtbar sein, die sich auf eine Gegenwartsanalyse stützen und nicht bloß auf aktuelle Trends reagieren will.

Johannes Schillo

Riekmann, Wibke; Buddeberg, Klaus; Grotlückschen, Anke (Hg.) (2016): Das mitwissende Umfeld von Erwachsenen mit geringen Lese- und Schreibkompetenzen. Ergebnisse aus der Umfeldstudie. Münster, New York: Waxmann (Alphabetisierung und Grundbildung, Band 12).

Das Ergebnisband der Umfeldstudie, die das mitwissende Umfeld funktionaler Analphabet_innen in den Blick nimmt, markiert einen relevanten Perspektivwechsel in der Literalitätsforschung. Die Studie fokussiert erstmalig nicht mehr ausschließlich auf diejenigen, die selbst Schwierigkeiten beim Lesen und Schreiben haben, sondern nimmt jene Menschen in den Blick, die relevante Unterstützungsleistungen im Alltag zur Verfügung stellen. Diese werden in dem Band als „Mitwissende“ bezeichnet, wobei explizit der Hinweis erfolgt, dass die Konnotation zur Mitwisserschaft einer illegalen Handlung hier selbstverständlich nicht gemeint sei, sondern es sich eben um ein Mitwissen bei einem gesellschaftlich nach wie vor tabuisierten Thema handele, wodurch der Begriff dann dennoch als passend erscheint. Dieser Argumentation folgend wird auch im Folgenden von Mitwissenden gesprochen. In 10 Teilbeiträgen stellen Wibke Riekmann, Klaus Buddeberg, Anke Grotlückschen und ihr Team den gesellschaftlichen Kontext der Studie, die methodologischen Herausforderungen sowie die Hauptergebnisse der umfangreichen quantitativen und qualitativen Teilstudien vor und schließen mit praxisrelevanten Handlungsempfehlungen. Simone Ehmig und Lukas Heymann von der Stiftung Lesen ergänzen in einem Beitrag die Ergebnisse ihrer Studie zur Wahrnehmung von Beschäftigten mit Lese- und Schreibschwierigkeiten durch Vorgesetzte und Kolleg_innen.

Der Band zeichnet sich nicht nur durch seine hohe Aktualität und eine umfangreiche, transparente Darstellung der differenzierten forschungsmethodischen Zugänge aus, auch die theoretische Einbettung in Theorien sozialer Netzwerke und ihre Übertragung auf die Kontexte der Grundbildung stellen einen innovativen und bereichernden Zugang in der Literalitätsforschung dar. Im Rahmen des Mixed-method-Design wird es möglich, ein breites Spektrum an Forschungsfragen abzudecken, so dass das in Deutschland empirisch bisher noch nicht erschlossene Feld der Mitwissenden aus unterschiedlichen Perspektiven sehr breit erfasst werden kann. Während mit den quantitativ erhobenen Telefonbefragungen die konstituierenden Rahmenbedingungen des Mitwissens erhoben werden konnten, wurde im Rahmen der qualitativen Erhebungen ein genauerer Fokus auf die verschiedenen Typen der Mitwisserschaft gelegt. Neben der umfangreichen Darstellung der unterschiedlichen Typen (Tabuisierende/Pragmatische/Kümmernde/Resignierte/Verunsicherte/Entfernte Mitwisserschaft) im privaten und professionellen Bereich wird zudem ein genauerer Blick auf die Hilfeleistungen und die Lernprozesse im mitwissenden Umfeld, aber auch die aus dem Mitwissen resultierende Belastung und die grundsätzlichen Einstellungen zu Literalität gerichtet. Es kann aufgezeigt werden, wie wichtig die Solidarität der Mitwissenden für das Bestehen der Betroffenen im Alltag ist. Deutlich wird aber auch, dass Betroffene nicht prinzipiell als hilflose Empfänger_innen von Hilfe zu verstehen sind, sondern das Verhältnis von Reziprozität kenn-

zeichnet ist. Personen mit Lese- und Schreibschwierigkeiten leisten also auch umgekehrt Unterstützung in verschiedenen Bereichen im Alltag der Mitwissenden. Dies ist nur eines von zahlreichen weiterführenden Ergebnissen der Studie, die es ermöglichen, nicht nur mehr über die Lebenswelten der Betroffenen zu erfahren, sondern auch ihr Umfeld besser einzuschätzen, um daran anknüpfend beispielsweise besser passende Bildungsangebote, -netzwerke und -orte konzipieren zu können.

Vergehen wurde an einigen Stellen leider die Möglichkeit, die Auswertungsergebnisse noch stärker auch theoretisch rückzubinden, so dass der theoretische Rahmen zwar gegeben, aber vor allem die Analysen der quantitativen Daten nur unzureichend wieder in Bezug zu diesem gesetzt werden. Dies lässt letztere dann als Einzelergebnisse nebeneinander stehen und bettet sie nur unzureichend in den größeren gesellschafts- und lerntheoretischen Kontext ein. Auch durch eine stärkere Verknüpfung der quantitativen Ergebnisse mit den qualitativen Analysen wäre eine vertieftere Auswertung möglich gewesen. Zusammenfassend stellt der Band einen nicht nur forschungsmethodisch innovativen, sondern auch bezogen auf die Praxisrelevanz wichtigen Beitrag im Feld der Alphabetisierung dar. Auch zukünftige Forschungsansätze im Bereich der Alphabetisierungsarbeit sollten nach den nun verfügbaren Ergebnissen nicht mehr dahinter zurückgehen, auch die Relevanz des Umfelds von Betroffenen in ihren Konzepten mit zu berücksichtigen.

Alisha M. B. Heinemann